

„Denn Sie säen Wind...“ Wie wirkt Gewalt in den Medien?

Peter Winterhoff-Spurk

Abendvortrag am 22. April im Rahmen der
59. Lindauer Psychotherapiewochen 2009 (www.Lptw.de)

Gliederung:

1. Bluttausch
2. Gewalt
3. Medien
4. Wirkung
5. Nutzung
6. Bindung
7. Aggressionslust

1. Bluttausch

Madeleine

„Seit Sonntag sind sie wieder zu Hause. Kate und Gerry McCann, die Eltern der Anfang Mai in Portugal verschwundenen vierjährigen Madeleine, sind vorgestern mit ihren anderen beiden Kindern, zweijährigen Zwillingen, nach Rothley ... zurückgekehrt. ...“

Madeleine war am 3. Mai aus der Ferienwohnung in Praia da Luz verschwunden, während ihre Eltern in einem nahe gelegenen Restaurant zu Abend aßen. Die Polizei hegt den Verdacht, dass sie durch einen Unfall, etwa eine Überdosis eines Schlafmittels, ums Leben gekommen ist und die Eltern das vertuschen wollen, weil sie sonst ihre Approbation verlieren würden: Kate und Gerry McCann, beide 39, sind Ärzte.

Der Fall enthält alles, was die Auflage von Zeitungen erhöht: ein kleines Mädchen, ein Verbrechen, ein fotogenes, wohlhabendes Ehepaar vom Land sowie unfähige ausländische Behörden. ...“

Der weltweite Medienwirbel ist von den McCanns selbst entfacht worden, weil sie hofften, dass dadurch Madeleine gefunden würde. ... Gleich nach ihrem Verschwinden übernahm die britische Regierung in einem einmaligen Schritt die Pressearbeit für die McCanns...“.

Das berichtet die TAZ in ihrer Ausgabe vom 11.09.2007 über ein verschwundenes Mädchen, das inzwischen fast zu einem Markenzeichen für entführte Kinder geworden ist. (<http://www.taz.de/index.php?id=start&art=4455&id=medien-artikel&cHash=59bc8bdb11>).

Fritzl

„Sehen Sie sich den Angeklagten an“, sagt Burkheiser zu den Geschworenen. Nach außen sei er ganz der „nette alte Herr von nebenan“. Doch dann schildert sie, was sie und ihre Behörde seit April 2008 ermittelten: Es war der 29. August 1984, als Fritzl seine 18 Jahre alte Tochter Elisabeth betäubte und in den Keller schleppte. Am zweiten Tag legte er der jungen Frau eine Eisenkette um den Bauch und band sie an einem Pfosten fest. Er vergewaltigte sie das erste von Tausenden Malen in der 8461 Tage währenden Gefangenschaft. Neun Jahre war Elisabeth nun eingekerkert auf 18 Quadratmetern, von denen nur elf nutzbar waren. Burkheiser zeigt den Geschworenen: Das entspricht etwa dem Raum, auf dem die zwölf gerade eng gedrängt sitzen, erweitert um das bisschen Platz, das die Staatsanwältin hat. Für neun Jahre.“

So beschreibt die Zeitschrift FOCUS unter der Überschrift ‚Licht an, Vergewaltigung, Licht aus‘ den Inzestfall von Amstetten. (http://www.focus.de/panorama/welt/amstetten/tid-13667/fritzl-anklage-licht-an-vergewaltigung-licht-aus_aid_380826.html). Rund 100 Journalisten sollen über den Prozeß berichtet haben und googelt man den Namen „Fritzl“, so finden sich fast 12 Millionen Links (http://www.focus.de/panorama/welt/kriminalitaet-hintergrund-medienansturm-auf-fritzl-prozess_aid_381045.html).

Tim K.

„Scheinbar unschlüssig geht er auf dem Parkplatz eines Autohauses herum, Schüsse peitschen: Nach dem Amoklauf von Winnenden mit 16 Toten sind dramatische Bilder aufgetaucht: stern.de zeigt das Handyvideo der letzten Sekunden aus dem Leben des 17-jährigen Täters Tim K. ...

Der Jugendliche war nach seiner Bluttat in der Albertville-Realschule bis ins 40 Kilometer entfernte Wendlingen geflohen und hatte in dem dortigen Autohaus einen Angestellten und einen Kunden erschossen. Als er das Gebäude verlässt bemerkt Tim K., dass er von Polizisten umstellt ist. Das Video zeigt, wie er seine Waffe noch einmal nachlädt. Schließlich wird er offenbar von einer Kugel getroffen und bricht zusammen.“

So berichtet die Zeitschrift STERN über die letzten Minuten im Leben des Amokläufers von Winnenden. Das von einem Passanten aufgenommene Video kann man sich ansehen (<http://www.stern.de/panorama/:Video-Die-Sekunden-Amokl%E4ufers/657654.html?eid=657494>).

Entführung, Vergewaltigung, Mord – beim Thema ‚Gewalt in den Medien‘ kommt man an diesen drei Fällen nicht vorbei. Sie stehen für vieles, was die Menschen in den letzten Jahren beunruhigt hat: Die Entführungen von Jan Philipp Reemtsma, Jakob von Metzler, und Natascha Kampusch. Die Vergewaltigungen entführter Mädchen in Belgien, die Schändung des 5jährigen Pascal in der Tosa-Klausen in Saarbrücken, die sadistische Quälerei in der JVA Siegburg, die Schulmorde in Meißen, Emsdetten, Erfurt. ‚Der Gewalt begegnen‘ heißt hier die Frage stellen: Welchen Einfluß haben die Medien auf diese und andere Modi von Aggressivität?

2. Gewalt

„Vertrauen und Gewalt“ hat der eben genannte Jan Philipp Reemtsma ein Buch übertitelt, in dem er drei Formen von Gewalt unterscheidet: Lozierende, raptive und autotelische Gewalt.

Lozierende Gewalt „... richtet sich nicht auf den Körper als solchen Er ist im Weg oder muß irgendwo hingebraucht werden, an einen speziellen Ort, wo er gebraucht wird“ (Reemtsma, 2008a, S. 106).

Erpressung, Bankraub, Geiselnahme - nehmen wir seinen Fall als Beispiel: „Am Montag, dem 25. März 1996, verließ ich gegen 20 Uhr 30 unser Haus und ging zum Arbeitshaus hinüber ... Ich wurde ... vor der Tür ... niedergeschlagen, gefesselt, weggeführt und per Auto verschleppt. ... auf einer Mauer lag, mit einer Handgranate beschwert, ein Erpresserbrief:

WIR HABEN HERRN REEMSTMA ENTFÜHRT!!!
WIR FORDERN EIN LÖSEGELD VON 20.000.000 DM
...
DAS EINSCHALTEN VON PRESSE UND POLIZEI
BEDEUTET DEN TOD ...“ (Reemtsma, 2008b, S. 22f.).

33 Tage verbrachte er angekettet in einem dunklen Keller, bevor er durch die Zahlung eines Lösegelds in Höhe von 30 Millionen DM, das höchste in Deutschland je gezahlte Lösegeld, wieder freigelassen wurde.

Zum nächsten Typus: Raptive Gewalt. Sie zielt direkt auf den Körper des Opfers, um an ihm (meist: sexuelle) Handlungen zu vollziehen: Diese Gewaltart hat inzwischen die Hochkultur erreicht, ist mithin gesellschafts- und bewußtseinsfähig geworden.

Ein aktuelles Beispiel dafür: „The Porn Identity – Expeditionen in die Dunkelzone“ war der Titel einer Ausstellung in der Wiener Kunsthalle, in der die „Pornetration“ und „Pornification“ der Gesellschaft und der „...latent gewalttätige .. Zugriff ... auf die (meist weiblichen) Körperöffnungen ...“ (Matt, 2009, S.26) thematisiert wurde.

So zeigt die französische Künstlerin Tatiana Trouvé eine Skulptur, die aus schwarzen Leder- und Gummifesseln, Metallstangen und Kandaren besteht, der amerikanische Künstler Tom Burr hat nebeneinander drei schwarze Einzelzellen aufgebaut und das Ausstellungsposter zeigt eine nackte und kniende weibliche Puppe, deren Arme mit Ketten auf dem Rücken gefesselt sind.

Im Begleittext heißt es dazu: „Swingerclubs, Intimpiercing, Lack- und Lederoutfits, SM-Spielzeug-Supermärkte, Telefonhotlines, Webkameras für exhibitionistische Ich-AGs und natürlich zehntausende nach sexuellen Vorlieben und Subgenres kategorisierte Filme, Videos, Fotos und Animationen erzählen von den Umwegen des Sexuellen. Zehn bis fünfzehn Milliarden Dollar geben nach Schätzungen allein die Amerikaner für Pornographie aus ...“ (Edlinger, 2009, S. 36).

Aber die autotelische Gewalt?

Sie „... zielt auf die Zerstörung der Integrität des Körpers ...“ (Reemtsma., S. 116) und umfasst die ganze Bandbreite von Verhaltensweisen, vom spielerischen Paintball bis hin zum mörderischen Bluttausch, wie seinerzeit in der Uckermark:

„In der Nacht vom 13. Juli 2002 quälen drei junge Männer den 16-jährigen Marinus zunächst stundenlang und bringen ihn dann brutal um. Ein echtes Motiv haben die Brüder Marco und Marcel

S., damals 23 und 17 Jahre alt, und ihr 17-jähriger Kumpel Sebastian F. nicht.

Sie zwingen ihr Opfer, Schnaps zu trinken, bis er sich übergibt. Sie schlagen und verhöhnen ihn. Schließlich schleppen sie Marinus in einen Schweinestall auf dem ehemaligen LPG-Gelände am Rande des Dorfes. Er muss auf die Kante eines Futtertrogs beißen, dann springt Marcel S. auf seinen Hinterkopf – so wie er es im Film "American History X" gesehen hat. Marinus' Leiche verscharren sie in einer Jauchegrube. Erst als Haupttäter Marcel S. vor Freunden mit der Tat prahlt, kommt alles heraus. Bis dahin vergehen vier Monate.

Ein sinnloser Mord, begangen von drei angetrunkenen Schlägern aus Langeweile und Lust auf Gewalt“ (<http://www.spiegel.de/panorama/justiz/0,1518,594275,00.html>).

Diese Gewalt ist nur schwer, wenn überhaupt, zu begreifen. Warum geschieht das alles, fragt man sich, mit einem humanistischen Menschenbild im Hinterkopf. Bei der lozierenden und der raptiven Gewalt ist ja noch eine gewisse instrumentelle Logik zu erkennen: Daß man einen Menschen aus dem Weg räumen will, um an sein Vermögen zu kommen, erscheint uns als eine zwar höchst unethische, aber durchaus rationale Strategie. Das mag auch noch, wenngleich mit mehr Mühe, für den Priester gelten, der sich an seinen Schutzbefohlenen vergeht. Aber Gewalt um ihrer selbst willen? „Unsere Kultur hat gravierende Probleme, mit dem Phänomen der autotelischen Gewalt umzugehen“, meint Reemstma (2008a., S. 119) – und schreibt weiter: „Wo instrumentelle Deutung versagt, greifen wir zur Pathologisierung und zur Verrätselung, wo das nicht mehr gelingt“ (a.a.O., S. 267).

3. Medien

„Tun wir genug, um uns und unsere Kinder zu schützen? Tun wir genug, um gefährdete Menschen vor sich selbst zu schützen? Tun wir genug für den inneren Frieden bei uns, den Zusammenhalt?“, fragte beispielsweise Bundespräsident Horst Köhler in seiner Rede zur Trauerfeier in Winnenden. Und er antwortet auf diese Frage: „Wir haben uns auch alle selbst zu prüfen, was wir in Zukunft besser machen, welche Lehren wir aus dieser Tat ziehen müssen. Zum Beispiel wissen wir doch schon lange, dass in ungezählten Filmen und Computerspielen extreme Gewalt, die Zurschaustellung zerstörter Körper und die Erniedrigung von Menschen im Vordergrund stehen. Sagt uns nicht der gesunde Menschenverstand, dass ein Dauerkonsum solcher Produkte schadet? Ich finde jedenfalls: Dieser Art von "Marktentwicklung" sollte Einhalt geboten werden“ (http://www.bundespraesident.de/Reden-und-Interviews-,11057.653214/Rede-von-Bundespraesident-Hors.htm?global.back=-/%2c11057%2c0/Reden-und-Interviews.htm%3fmlink%3dbpr_liste).

Pathologisierung und Verrätselung: Ja, Winnenden war so ein Fall. „Da bricht ein Unheil in unsere heile Welt ein. Ist die Ordnung, in der wir leben, noch verlässlich, wenn ein derartiges Inferno möglich ist? Wenn ein ganz unauffälliger junger Mann, einer normalen, bürgerlichen Familie entstammend, seine Umwelt zur Hölle macht?“, schrieb Horst Eberhard Richter dazu in der *FAZ AM SONNTAG* vom 22.03.09. Und fast stereotyp setzten die bekannten Betroffenheitsrituale ein: Expertenrunden, die Forderung nach einer Verschärfung der Waffengesetze und nach dem Verbot, wenigstens aber der Reduzierung von Gewalt in den Medien.

Gewalt in den Medien - empirische Inhaltsanalysen legen einen Zusammenhang ja nahe: Nach amerikanischen Untersuchungen beispielsweise finden sich in rund 70 % aller Sendungen Gewalt, eine ältere Studie spricht gar von 93 % in den Kindersendungen des Wochenendes (vgl. zum folgenden Kunczik & Zipfel, 2004; Winterhoff-Spurk, 2004). Und 25.000 TV-Tote jährlich haben seinerzeit zwei deutsche Kollegen gezählt (Groebel & Gleich, 1993).

Aber da fangen die Probleme mit einer einfachen Antwort schon an: Solche Zahlen hängen beträchtlich davon ab, was man als Gewalt definiert.

Gewaltdefinitionen: Sie reichen von intentionaler physischer Gewalt über intentionale psychische und physische Gewalt bis zu intentionaler physischer, psychischer und struktureller Gewalt gegenüber Menschen. Weiterbildungsmöglichkeiten bestehen in der Hinzunahme nicht intentionaler Gewalt, wie etwa bei Unfällen, der Analyse intentionaler und nicht intentionaler Gewalt gegenüber Tieren, Objekten oder der sozialen und biologischen Umwelt. Je weiter die Definition, umso höher die Gewaltquote.

Eine Beispiel für eine sehr umfassende Definition: „Gewalt ist die absichtliche Herbeiführung sowie das nicht beabsichtigte Eintreten von physischem, psychischem, materiellem, sozialem und ökologischem Schaden. Eine Gewaltdarstellung liegt vor, wenn Gewalt thematisiert bzw. ausgeübt wird und mindestens ein Element der Gewaltstruktur – Täter, Tat/Ereignis, Opfer, Betroffener, Schaden – sichtbar dargestellt wird“ (Krüger, 1996, S. 117). Aber selbst auf dieser breiten Basis fanden sich in einer Untersuchung zur Gewalt in Kindersendungen des deutschen Fernsehens übrigens nur in 0,5 % der Sendungsdauer harte Gewaltdarstellungen, diese v.a. in Cartoons und in Actionfilmen (a.a.O., 1996).

Ein anderes Problem ist die Analyseeinheit: Wer ganze Sendungen, längere Beiträge oder längere Handlungsfolgen auswertet, erhält höhere Gewaltanteile als derjenige, der Einstellungen – also Bildfolgen von Schnitt zu Schnitt - auszählt. Ein Beispiel: Wir haben Gewalt in Nachrichtensendungen untersucht. Wertet man auf Beitragsebene aus, kommt ein Gewaltanteil von rund 30 % aller Beiträge heraus. Geht man auf die Einstellungsebene, sind nur noch rund 20 % aller Einstellungen gewalthaltig. Noch geringer wird der Anteil, wenn man die Dauer berechnet, dann verbleiben nur rund 15 % Gewaltanteil an der gesamten Sendezeit (Winterhoff-Spurk, Unz & Schwab, 2005). ‚93 % aller Kindersendungen enthalten Gewalt‘ heißt also: Wenn nur eine einzige gewalthaltige Einstellung darin vorkommt, wird die Sendung als gewalthaltig gezählt.

Erinnern wir uns nur einmal daran, welche Themenkarriere seinerzeit die Zahl von 25.000 TV-Toten in den Medien gemacht hat! Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, dass hier die erwähnte Pathologisierung sichtbar wird. Die Zahl weist die Schuld für unbegreifliche reale Gewalt dem Fernsehen zu. Daß sie nur dann auf den Zuschauer einwirken konnte, wenn er Tag für Tag rund um die Uhr alle empfangbaren Kanäle gleichzeitig sah, ging im medialen Lärm unter.

Auch die Diskussion über gewalthaltige Computerspiele verläuft so ähnlich. Die dazu bislang vorliegenden Untersuchungen ermitteln Gewalt auf der Spielebene, das entspricht der Sendung im TV. So kommen sie auf rund 50 % bis fast 90 % Gewalt. Dass der Hauptakteur meistens menschlich ist und wiederholt Akte gerechtfertigter Aggressivität mit Waffen ausführt, die zu Blutvergießen bei den Opfern führen, legt auch hier den Schluss nahe: Die Spiele sind's. Verboten wir sie, dann gibt es auch keine „school shootings“ mehr.

4. Wirkung

Ähnlich stellen sich die Probleme auf Seiten der Zuschauer: Was soll denn bei ihnen als aggressives Verhalten gelten? Ob ein Schüler andere beschimpft, ob er sich prügelt, gar kriminell wird? Ich habe in der Literatur so unterschiedliche Kriterien gefunden wie Fragen „Ich habe Gerüchte über Mitschüler verbreitet, die ich nicht leiden kann“ (Möller & Krahe, 2008, S. 6). Oder das Applizieren eines ‚weißen Rauschens‘ als Strafe im Experiment. Oder – in den neuen Untersuchungen des Kriminologischen Forschungsinstituts Niedersachsen (Baier, Pfeiffer, Simonson & Rabold, 2009) -

Raub, Erpressung und Körperverletzung. Und schließlich immer mal wieder: Der Amoklauf.

Auch die zum Zusammenhang von TV-Inhalten und aggressivem Verhalten von Zuschauern vorliegenden Theorien der Medienwirkungsforschung haben eine solche Tendenz: Die meisten gehen von einem fördernden Einfluss des TV auf reales Verhalten aus: Zufolge der Habitualisierungsthese gewöhnt sich der Zuschauer an reale wie fiktionale Gewalt. Die Erregungsthese sagt, dass mediale Gewalt zu höherer Erregung führt, die dann zu eigenem aggressivem Verhalten führen kann. Die Stimulationsthese sagt, das Anschauen von Gewalt nach vorausgegangener Frustration fördere nachfolgendes aggressives Verhalten. Die Suggestionsthese sagt, mediale Gewalt führe unmittelbar zur Nachahmung. Medienpsychologischer ‚Mainstream‘ sind gegenwärtig Varianten der sozial-kognitiven Lerntheorie: Danach bietet das Fernsehen Verhaltensmuster an, die vom Zuschauer gelernt und unter genauer zu spezifizierenden Umständen realisiert werden.

Und was ist mit anderen Effekten, wie etwa in der Katharsishypothese behauptet? Die eindeutig nicht: „Die Vorstellung der Katharsisthese, die Rezeption von medialer Gewalt führe zu einer unschädlichen Abreaktion von Aggression in der Phantasie, kann trotz vereinzelter gegenteiliger Behauptungen als widerlegt betrachtet werden“ (Kunczik & Zipfel, 2004, S. 72).

Wird betrachtet. Das ist ja zunächst einmal nur eine Wertung. Aber sie zieht sich durch viele Publikationen zum Thema, auch durch meine eigenen. Manche verweisen darauf, dass der Erfinder dieser Hypothese – Seymour Feshbach – sie selbst zurückgenommen habe (Feshbach, 1989): „Wie vielleicht viele wissen, wird mein Name mit der ‚Katharsis‘-Hypothese in Verbindung gebracht, über die ich einige Studien veröffentlicht habe. ... Ein überwältigender Teil der Laborstudien hat jedoch ergeben, dass aggressive Inhalte eher dazu beitragen, aggressives Verhalten zu stimulieren als es zu dämpfen. Diese Ergebnisse zeigen mir, dass die Bedingungen, unter denen eine Katharsis auftreten kann, nicht alltäglich sind, während die aggressionsfördernden Bedingungen sehr viel häufiger vorkommen.“

Aber mal unabhängig von den Theorien, was sagt die empirische Forschung dazu (vgl. etwa Unz, 2008)? Dort findet sich: Ja, es gibt Zusammenhänge zwischen dem Ansehen von gewalthaltigen TV-Inhalten und dem realen aggressiven Verhalten der Zuschauer. Vor allem das häufige Ansehen von Gewalt, besonders das realistische aggressive Verhalten positiver Medienfiguren, das erfolgreich im Dienste einer guten Sache eingesetzt wird, das findet Nachahmung. Allerdings liegen die gefundenen durchschnittlichen Zusammenhänge nur zwischen 3 % und 10 % Varianzaufklärung. Ähnliche Werte finden sich auch bei Metaanalysen zur Wirkung gewalthaltiger Computerspiele.

Das alles soll kein Freispruch sein: Wenn wir weitgehende Gewaltfreiheit im Alltag anstreben, dann sind auch die genannten 3 % bis 10 % wichtig. Aber man muss schon noch einmal fragen, warum die gefundenen Zusammenhänge nicht größer sind.

Ein Grund sind gewiss die gewählten Methoden. Selbst- oder Fremdbeschreibungen der Mediennutzung wie des aggressiven Verhaltens in Fragebögen können gar nicht frei von Antworttendenzen sein. Und die Motive, die zu „school shootings“ oder „rampage killing“ geführt haben, lassen sich ja fast immer nur durch Befragung von Dritten retrospektiv ermitteln. Diese stehen meistens unter dem Eindruck des Geschehens, suchen nach einer Erklärung und neigen dadurch ebenfalls zu Pathologisierung und Verrätselung.

Aber es kann auch ganz anders sein: Es gibt nämlich auch negative Korrelationen zwischen der Rezeption von TV-Gewalt bzw. dem Spielen von Computerspielen und aggressivem Verhalten (Ferguson, 2008). Vielleicht gibt es ja doch bei bestimmten Menschen und unter bestimmten

Umständen kathartische Effekte! Auch Feshbach hat ja seinerzeit geschrieben: „Ich bin davon überzeugt, dass das Anschauen von Gewalt in den Massenmedien unter bestimmten Umständen kathartisch sein kann – dass heißt, dass es der Reduzierung von Ärger und Aggression bei einzelnen Zuschauern dient“ (Feshbach, 1989, S. 71).

Schon mit diesen Einwänden wundert es nicht, dass Metaanalyse um Metaanalyse nicht über die genannten 10 % Varianzaufklärung hinauskommt. Nein, korrelative Fragebogenstudien sind nur wenig geeignet, um der Sache wirklich näher zu kommen. Mag sein, dass solche Wirkungsstudien auch von einer noch immer nachwirkenden behavioristischen Forschungstradition in der Medienwirkungsforschung bestimmt sind, kollektiv wirken sie in der oben skizzierten Weise: Pathologisierend. „Die Medien sind schuld.“ Das entlastet den Einzelnen wie die Gesellschaft.

5. Nutzung

Dabei gibt es doch Befunde, die in eine andere Richtung weisen: Die Varianzaufklärung ist höher – bis zu 25 % - bei niedrig intelligenten, impulsiven, männlichen Jugendlichen, die in einem aggressiven, sozial gefährdeten Umfeld leben, wenn sie frustriert werden und wenn Waffen verfügbar sind. Das führt nämlich zu der Frage: Warum sehen sich Menschen aggressive TV-Inhalte überhaupt an?

Dazu gibt es deutlich weniger Studien und keine zusammenfassende Theorie. Bekannt ist beispielsweise, wer gerne aggressive Inhalte sieht: Vor allem männliche, überdurchschnittlich aggressive, extravertierte, aber oft sozial isolierte Zuschauer mit einer hohen Sensationslust, starker Neugier auf Verbotenes und dem Wunsch nach Gerechtigkeit. Solche Zuschauer, andere natürlich auch, nutzen Gewalt zum Stimmungsmanagement, zur Regulation von Spannung und Erregung, zur Identifikation mit starken Figuren, auch zur Angstbewältigung und als Möglichkeit, aus einer unbefriedigenden Lebenswelt wenigstens für einige Zeit zu entkommen (Eskapismus). Einige dieser Motive – etwa Entspannung, Eskapismus, Aggressionsabbau - finden sich auch bei gewalthaltigen Computerspielen.

Schon daran zeigt sich, dass die Frage aus einer reinen Wirkungsperspektive falsch gestellt ist. Umgekehrt ist zu fragen, aus einer Nutzungsperspektive. Und die Ergebnisse sind einzubetten in die sozialpsychologische Aggressionsforschung: Was macht Menschen überhaupt aggressiv und welche Rolle spielen dabei die Medien?

Eine knappe Antwort lautet so: Allgemein aggressionsfördernd sind beispielsweise die Unterstellung einer bösen Absicht beim Anderen, Ärger, Impulsivität, geringe Intelligenz, Persönlichkeitsstörungen, Gruppeneffekte, Familien- und Umwelteinflüsse, die Verfügbarkeit von Waffen. Aggressionsmindernd sind u.a. Vergeltungserwartungen, hohe Selbstaufmerksamkeit und normative Einstellungen. Nimmt man zu diesen Ergebnissen der Sozialpsychologie die Befunde der Medienforschung hinzu, so findet sich folgendes Bedingungsgefüge (vgl. Winterhoff-Spurk, 2004, S. 133):

Zuschauergruppen sehen sich intentional und mit spezifischen Gratifikationserwartungen, also gerne, aggressionshaltige Fernsehsendungen an. Diese Sendungen bewirken mindestens eine lustvoll erlebte Spannungs-Entspannungs-Dynamik. Gleichzeitig werden dabei aber auch Verhaltensweisen gesehen, die als potentielle Modelle eigenen Verhaltens dienen können. Dies gilt besonders für realistisches Verhalten positiver erlebter Medienfiguren, das erfolgreich im Dienste einer guten Sache eingesetzt wird. Spezifische Zuschauergruppen führen diese Verhaltensmuster unter bestimmten Umständen selbst aus, wenn nicht aggressionsmindernde Faktoren es verhindern. Ist das aggressive Verhalten sozial erfolgreich, d.h. setzt der Aggressor seine Handlungsziele also

mit Hilfe der aggressiven Handlung durch, so wird das zunächst versuchsweise manifestierte Verhalten zum festen Bestandteil seines Verhaltensrepertoires.

Soweit zur - gewissermaßen – alltäglichen Gewalt. Was nun die viel gravierenderen, aber glücklicherweise sehr viel selteneren Amokläufe angeht, zeigen kriminalstatistische Analysen folgende Befundlage (vgl. Kania, 2007):

- Amokläufe haben in den letzten Jahren weltweit, aber vor allem in den USA zugenommen.
- Tatanlässe sind (oft: langjährige) Kränkungen oder schwerwiegende Verluste wie z. B. Demütigungen, Schulverweise, Kündigungen, Scheidungen, Nachbarschaftsstreit.
- Täter sind sozial introvertierte, sozial ausgegrenzte Männer (= 95%), bei ‚school shootings‘ mit einem Durchschnittsalter von knapp 16 Jahren. Sie haben reale oder virtuelle Erfahrungen mit Waffen.
- Sie tragen oft schwarze Kleidung, statten ihre Zimmer mit Gewaltsymbolen aus und präferieren gewalthaltige Medieninhalte.
- Psychiatrisch werden drei Typen unterschieden: Wahnhaft-schizophren, schamhaft-depressiv und – bei den ‚school shootings‘ vor allem - narzisstisch-persönlichkeitsgestört. In einer amerikanischen Studie mit 10 Fällen sind es die drei Gruppen ‚traumatisiert‘, ‚psychotisch‘ und ‚psychopathisch‘ (Langman, 2009).
- Sie stammen oft aus einem kleinbürgerlichen Milieu mit versteckten Problemen und aggressiv-dominanten Konfliktlösungsmustern.
- In über 90 % der Fälle gab es erkennbare Signale in das soziale Umfeld hinein, vor allem zur ‚peer group‘.

Alles dies sind Aussagen von ‚Profilern‘, auf der Basis weniger Fällen, in den letzten zehn Jahren waren es rund 50 weltweit, vier davon in Deutschland (Branneburg, Freising, Erfurt, Winnenden; vgl. <http://www.infoplease.com/ipa/A0777958.html>). Nach einer ähnlichen Studie aus den USA zählt die Nutzung von Computerspielen definitiv nicht dazu (Ferguson, 2008).

So uneinheitlich diese Befundlagen auch sind, zwei Einflussgrößen tauchen in beiden Bereichen auf: Die Persönlichkeit und die sozialen Umstände. Horst Eberhard Richter hat das in dem bereits genannten Artikel so ausgedrückt: „Das Gespräch zwischen den Generationen verkümmert. Die Schule ist dafür ein Beispiel: Die Kinder werden weniger in ihrer eigenen Welt wahrgenommen, sondern eher als das, was aus ihnen werden soll: erfolgreiche Wissensmaschinen. ... Der Verlust an Nähe in allen Beziehungen gefährdet die Humanität.“ (a.a.O., 2009, S. 11).

6. Bindungen

Da ist was dran. Wenn Eltern keine Zeit und Energie mehr für ihre Kinder übrig haben, entwickeln sich keine stabilen Bindungen. Und ein „...unsicheres Bindungsverhalten kann als Risikofaktor für spätere psychische und soziale Auffälligkeiten angesehen werden, vor allem wenn belastende Lebensereignisse hinzukommen wie z. B. zwischenelterliche Konflikte, Scheidung, körperliche oder emotionale Misshandlung, körperliche oder seelische Erkrankung eines Elternteils“. Das jedenfalls meint der Direktor der Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie des Kindes- und Jugendalters der Rheinischen Kliniken Essen, Christian Eggers (o.J., S. 9).

Dazu passt es, dass nach der neuen Untersuchung des Kriminologischen Forschungsinstituts Niedersachsen e.V. noch immer rund 60 % aller Eltern mit Hilfe von Gewalt erziehen. 15 % der befragten (über 40.000) Schüler geben gar an, in ihrer Kindheit Opfer schwerer elterlicher Gewalt gewesen zu sein. Hier sind die Zusammenhänge statistisch ziemlich eindeutig: Über 30 % der Jugendlichen, die schwere elterliche Gewalt erlitten haben, greifen später selbst zur Gewalt (Baier

et al., 2009, S. 80). Und auch das muss man sagen: Opfer elterlicher Misshandlungen haben häufig einen Migrationshintergrund. Allgemein zeigen rund 20% aller Kinder, Unterschichtkinder doppelt so häufig wie Oberschichtkinder, psychischen Auffälligkeiten, vor allem Entwicklungs- und Verhaltensstörungen, wie Depression, Störung des Sozialverhaltens und Angst (Robert-Koch-Institut, 2006). Und nahezu alle statistischen Indikatoren der Kinder- und Jugendhilfe in der Republik weisen - langfristig gesehen - Steigerungsraten auf (alle Daten: Statistisches Bundesamt, pers. Mittlg.).

Aber zeigen wir nicht jetzt, anstelle der Medien, auf die Eltern: Die sind schuld! Die meisten Eltern tun das ja nicht ohne Not. Viele leben unter schwierigen Lebensbedingungen, zum Beispiel wegen realer oder drohender Arbeitslosigkeit. In Deutschland waren in den letzten zehn Jahren immer zwischen 7,2 % und 10,6 % aller Erwerbspersonen arbeitslos. 8,6 % oder rund 3,6 Millionen Menschen sind es im März 2009, inzwischen werden 5 Millionen für das laufende Jahr schon nicht mehr ausgeschlossen. Hinzu kommen die rund 600.000 ‚Aufstocker‘, also Menschen, die 15 Stunden oder mehr arbeiten und wegen zu geringer Einkommen ‚Hartz IV‘ erhalten. Und die rund 1 Millionen Mitbürger in ABM-Programmen. Und die ‚stille Reserve‘, also die 600.000 bis 700.000 Menschen, die sich nicht als arbeitslos gemeldet haben. Zusammengenommen: Knapp sechs Millionen. Und wir dürfen auch nicht die sog. prekären Arbeitsverhältnisse vergessen - die Zahl dieser Arbeitsverhältnisse hat in den letzten dreißig Jahren dramatisch zugenommen. Jeder sechste ist ein Billig-Jobber; insgesamt sollen bis zu 40% aller Erwerbstätigen, vor allem jüngere Menschen und Frauen, in prekären Verhältnissen arbeiten (Friedrich-Ebert-Stiftung, 2006, S. 21).

Und noch tiefer auf der sozialen Stufenleiter droht das Abrutschen in Armut. Sie wird vom Statistischen Bundesamt so definiert: Wer weniger als 60% des verfügbaren Haushaltseinkommens seiner Vergleichsgruppe hat, ist armutsgefährdet, bei weniger als 40% ist er arm (Statistisches Bundesamt, 2005). Gefährdet waren in Deutschland im Jahr 2004 rund 13% der Bevölkerung oder 10,6 Millionen Menschen. Das entspricht ungefähr der Bevölkerungszahl von Baden-Württemberg. Arm sind bei uns 4% der Bevölkerung oder rund 3,3 Millionen Menschen. Das entspricht immerhin noch in etwa der Einwohnerzahl von Berlin. Konkret heißt das: Leben in Wohnungen mit feuchten Wänden oder an lauten Straßen, in Vierteln mit Kriminalität und Vandalismus, keinen Urlaub, kein Geld für die Reparatur der defekten Waschmaschine, kein Geld für die Praxisgebühr beim Arzt.

Schließlich haben sich auch die Normalarbeitsverhältnisse in den letzten Jahren dramatisch verändert (Struck, Grotheer, Schröder & Köhler, 2007). Etwa in der Hälfte aller Betriebe wurde Personal abgebaut (Ellguth, 2005). Wenn mit weniger Personal gleich viel oder mehr produziert wird, muss der Einzelne mehr arbeiten – so einfach ist das: Nach einer Befragung des Wissenschaftlichen Instituts der Ortskrankenkassen erleben (rund 2.000 befragte) Arbeitnehmer aus Betrieben mit Personalabbau häufiger Termindruck und Stress, die sich stärker in psychovegetativen Beschwerden zeigen als bei Arbeitnehmern aus Betrieben ohne Personalabbau (Zok, 2006). Man müsse, so der Gesamteindruck, ständig an der Grenze der Leistungsfähigkeit arbeiten.

Das alles bleibt den Menschen nicht in den Klamotten stecken. Das alles soll die Familie abpuffern, was sie auf Dauer nicht leisten kann. Allgemein muss man – so ein Bericht des Berliner Robert-Koch-Instituts für die deutsche Bundesregierung - davon ausgehen, „... dass annähernd ein Drittel der erwachsenen Allgemeinbevölkerung im Laufe eines Jahres die diagnostischen Kriterien für das Vorliegen einer psychischen Störung erfüllt“ (Schulz, Barghaan, Harfst & Koch, 2008, S. 9). Am häufigsten sind Angststörungen und Depressionen. Danach folgen Suchtprobleme: In Deutschland gibt es 1,3 Millionen Alkoholiker und rund 9,5 Millionen ‚riskant Konsumierende‘. Die Menschen leiden zunehmend unter den gegenwärtigen ökonomischen Strukturen.

Und was die Angst vor Arbeitslosigkeit angeht (vgl. zum folgenden Förster, Berth & Brähler,

2004): Sie führt, wie die TKK schreibt, „... zu ernsthaften Erkrankungen und Verlust von Lebensqualität. Besonders fortdauernde Arbeitsplatzunsicherheit erhöht das Risiko für Erkrankungen des Herz-Kreislauf-Systems, der Wirbelsäule (besonders Rückenbeschwerden) und der Psyche (Ängste, Depressionen). Die andauernde Bedrohung der eigenen Existenz fördert auch selbst schädigendes Gesundheitsverhalten (zum Beispiel Alkohol- und Medikamentenmissbrauch) und senkt die Lebensqualität (Partnerprobleme, Belastungen in der Familie, finanzielle Sorgen, Zukunftsängste).“

(http://www.tkonne.de/centaurus/generator/tkonline.de/02_lust_aufs_leben/04_beruf_und_karriere/08_arbeitslosigkeit/02_angst/angst_nav.html)

Aber es gibt noch eine andere Reaktionsmöglichkeit: Nicht wenige Menschen schieben den Zorn über ihre fatale wirtschaftliche Lage auf Andere. „Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit“ wird das so entstehende Denkmuster genannt (Heitmeyer, 2005). Es besteht aus rassistischen Elementen, in denen die „natürliche“ Höherwertigkeit der eigenen Gruppe ausgedrückt wird, aus Fremdenfeindlichkeit, aus Antisemitismus, aus der Abwertung von Gruppen, die nicht einer wie auch immer definierten Norm entsprechen (Heterophobie), aus Islamophobie, Sexismus und aus Zorn auf die Etabliertenvorrechte. Rund 25 % der Bevölkerung sollen so denken, Tendenz steigend: „Dort, wo die Ängste zu und Sicherheiten abnehmen, werden höhere Werte der Gruppenbezogenen Menschenfeindlichkeit wahrscheinlich“ (Heitmeyer, 2005, S. 31f.).

Bei den Jugendlichen ist es nicht besser: Dort findet das Kriminologische Forschungsinstitut Niedersachsen, dass 40 % der rund 44.000 Befragten ausländerfeindlich denken, rund 12 % starke Sympathie für rechtsextremes Gedankengut zeigen und rund 5 % der Jugendlichen als rechtsextreme einzuschätzen sind. Je niedriger die Schulform, je ausgeprägter die Sensationslust, je höher der Alkoholkonsum, je mehr elterliche Gewalt daheim und auch je häufiger der Konsum gewalthaltiger Medien, umso größer ist das Risiko rechtsextremen Verhaltens.

Verlieren wir also bei aller berechtigten Sorge über die Auswirkungen aggressiver Medieninhalte nicht aus den Augen: Das, meine Damen und Herren, ist der soziale Humus, auf dem Aggressionen gedeihen. Und das ist das aggressive Verhalten, das dringend unsere Aufmerksamkeit erfordert: Rund 25% der Menschen stimmen zu, wenn gesagt wird „Ich würde selbst nie körperliche Gewalt anwenden, finde es aber gut, wenn es Leute gibt, die auf diese Weise für Ordnung sorgen.“ Und knapp 10% meinen „Man muß leider zu Gewalt greifen, weil man nur so beachtet wird“ (Decker & Brähler, 2006, S. 69). Und das zeigt sich dann in der Zahl rechtsextremistischer Straftaten. Nach einem Bericht der Zeitung *DIE WELT* sind diese im vergangenen Jahr um rund 30 % gestiegen: 2008 waren es bundesweit 13.985, rund 40 pro Tag! (<http://www.welt.de/politik/article3228178/Rechtsextremistische-Straftaten-auf-Hochststand.html>).

7. Aggressionslust

Medien, Persönlichkeit, Umwelt - trotz allem bleibt ein Rest. Dazu noch einmal Horst Eberhard Richter: „Die Ordnung lässt sich ein Stück weit reparieren. Die Waffenhaltung kann man strenger regeln und besser überwachen, Verstöße strenger ahnden. Hauptsache, die Leute sehen, dass etwas gemacht wird. ... Verstehen ist (aber, pws) nur möglich, wenn man sich annähert. Doch in Wirklichkeit ist die Nähe schon da. Arthur Schopenhauer hat dafür einmal eine Erklärung gegeben: Wer in das Tiefinnerste seines Widersachers eindringe, würde darin zu seiner Überraschung sich selbst entdecken. Das ist der heikle Punkt“ (Richter, 2009, S. 11).

Das Thema hat noch einen anderen, dunklen Aspekt, den Jan Philipp Reemtsma mit dem Wort von der autotelischen Gewalt angesprochen hat. Wir müssen nur noch einen kleinen, aber

entscheidenden Schritt über diese Annahme hinausgehen. Wir müssen akzeptieren, dass Menschen nicht nur Gewalt um ihrer selbst willen ausüben – sie tun es offenbar auch gern!

Die Evolutionspsychologie beispielsweise schenkt uns da viel sauren Wein ein: Sicher ist, dass Menschen aggressiv sind und sein müssen, um Ressourcen aller Art zu erobern und zu verteidigen. „Der Mörder in uns“ hat David M. Buss (2007) sein Buch zum Thema benannt. Die dort referierten Mord- und Tötungsphantasien von Durchschnittsmenschen lassen es nur wenig plausibel, dass ein phylogenetisch und ontogenetisch so wichtiges Verhalten nur widerwillig geschieht. Das scheint besonders Männer zu betreffen: In jeder Kultur, in der es entsprechende Statistiken gibt, werden erheblich mehr Morde und Mordphantasien bei Männern als bei Frauen gezählt (Buss, 2004). Dieser Forschungsansatz vermutet einen evolutionsbedingten Tötungsmechanismus, der besonders Männer dazu bringt, andere Menschen zu töten, wenn der kalkulierte Nutzen größer ist als der mögliche Schaden.

Auch in der Sozialpsychologie finden sich Hinweise (vgl. etwa Aronson, Wilson, & Akert, 2005): Ist denn wirklich zu vermuten, dass die Versuchspersonen des Milgram-Experiments die 330 Volt nur widerstrebend appliziert, die Gefängniswärter in Zimbardos Gefängnisexperiment ihre ‚Gefangenen‘ völlig teilnahmslos gepiesackt haben?

Schließlich unsere historischen Erfahrungen: Wie schrieb der Soziologe Wolfgang Sofsky in seinem Buch „Die Ordnung des Terrors“ über das Konzentrationslager? „Die Gewalt, die stets eine Möglichkeit menschlichen Handelns ist, hat freie Bahn. Die Täter mussten nie, aber sie konnten immer quälen und töten, einzeln oder gemeinsam, in allen Situationen, beiläufig oder impulsiv, mit Wut, ohne Wut, mit Lust, ohne Lust, mit Ziel oder ohne Ziel“ (Sofsky, 1993, S. 257).

Und dass nicht nur das Ausüben von Gewalt, sondern auch das Zuschauen durchaus als angenehm erlebt wird, zeigen öffentliche Hinrichtungen. Sie „...zählten zu den größten Volksspektakeln der traditionellen Gesellschaft. Es gab kaum jemanden, der nicht zumindest einmal in seinem Leben eine Hinrichtung miterlebt hatte und von ihr tief beeindruckt war“ (van Dülmen, 1999, S. 273). Ganze Städte waren auf den Beinen, bis zu 20.000 Menschen sollen zugeschaut haben.

Wir alle haben, der Eine mehr, die Andere weniger, ein gehöriges Maß an Aggressionslust in uns.

Damit müssen wir individuell, muss die Gesellschaft irgendwie zurecht kommen. Und wir tun es, wenngleich zögerlich. Der Soziologe Norbert Elias hat die These aufgestellt, dass Gesellschaften umso zivilisierter sind, je mehr sie die Gewalt aus den alltäglichen Interaktionen ihrer Mitglieder herausnehmen und an eigens dafür geschaffene Institutionen übertragen. In solchen Gesellschaften ist „... der Einzelne vor dem plötzlichen Überfall, vor dem schockartigen Einbruch der körperlichen Gewalt in sein Leben weitgehend geschützt; aber er ist zugleich selbst gezwungen, den eigenen Leidenschaftsausbruch, die Wallung, die ihn zum körperlichen Angriff eines Anderen treibt, zurückzudrängen“ (Elias, 1997, S. 332).

Von Leidenschaft ist hier zwar schon die Rede, aber noch nicht davon, dass die Wallung auch Lust bereiten kann. „Unsere Kultur hat erhebliche Probleme, mit dem Phänomen der autotelischen Gewalt umzugehen“, schreibt Reemstma treffend dazu (2008a, S. 119). Und weiter: „Sie hat bei uns keinen kulturellen Ort“ (a.a.O., S. 123). Das wundert nicht, denn die Diagnose der Aggressionslust ist nur schwer zu ertragen. „Blick in den eigenen Abgrund“ haben die Redakteure der FAZ den erwähnten Aufsatz von Richter übertitelt. Wer will da schon hinsehen, das schon wissen?

Dabei zeigen die immer wieder zu erlebenden Betroffenheitsrituale bei Amokläufen und ähnlichen Ereignissen doch genau das: Notfallseelsorger und Traumatherapeuten sind die emotionalen, Pathologisierung und Verrätselung die kognitiven, Verschärfung der Waffengesetze und Verbote

von Computerspielen die aktionalen Reaktionen der Gesellschaft. Allgemein gesprochen: Affekte isolieren, Ursachen intellektualisieren, Aktivitäten ausagieren. Man kann das auch als Angstabwehr lesen, Angst vor der dunklen Seite des Menschen, vor seiner Lust an der Gewalt.

Unterstützt wird dieser Prozess durch die Gesetzmäßigkeiten medialer Themenkarrieren. Sind Amokläufe zunächst ideale Medienereignisse – kurz, dramatisch, blutig - so gilt ja auch für sie: Nichts ist so alt wie die Nachricht von gestern. Aus Straßeninterviews und Trauerfeiern lässt sich noch ein wenig Sensationslust herausquetschen, dann ist das Thema durch. Und der höchste Repräsentant unseres Landes, der Bundespräsident, muss ja auch weiter: Drei Tage nach der Trauerfeier in Winnenden hält er die ‚Berliner Rede‘, einen weiteren Tag später spricht er das Grußwort zum 125jährigen Bestehen des TÜV, noch einen Tag später ein Grußwort bei einer Buchvorstellung (<http://www.bundespraesident.de/-,11057/Reden-und-Interviews.htm>). Na denn, bis zum nächsten Mal.

Psychotherapeuten haben für solche Vorgänge ein sensibles Gespür: Da funktioniert was nicht so, wie es kann und soll. Sie wissen: Individuelles und kollektives Verdrängen hilft ja nur eine zeitlang. Irgendwann muss sich der Einzelne, muss sich das Kollektiv auch den dunklen Seiten seines Charakters stellen. Wenn wir tatsächlich Gewalt „... aus den alltäglichen Interaktionen ... herausnehmen ... „ (Elias, 1997, S. 332), auch Amokläufen zuvorkommen wollen, dann müssen wir wissen, bei wem und unter welchen Umständen die Aggressionslust überkocht.

Ich fasse meine Überlegungen in drei Thesen zusammen:

1. Die Existenz von Aggressionslust muss gesellschaftlich akzeptiert, ihre Voraussetzungen und Formen müssen wissenschaftlich analysiert, ihre Realisierungen zivilisatorisch kanalisiert werden. Pathologisieren und Verrätseln einerseits sowie Verdrängen und Verbieten andererseits reichen nicht. Die Aggressionslust sucht sich ihre Wege, aktuelle und historische Beispiele dafür finden sich genug.
2. Es gibt Zusammenhänge von Medienkonsum und aggressivem Verhalten, die direkten Zusammenhänge sind im Durchschnitt aber nicht sehr hoch. Aggressives Verhalten wird vielmehr als Folge einer Konfiguration von Medieninhalten, Persönlichkeitsmerkmalen und Einflüssen der sozialen Umwelt gesehen. Als theoretischer Erklärungsansatz dafür dominiert gegenwärtig die Theorie des sozialen Lernens: Aggressives Verhalten wird gewissermaßen ‚auf Vorrat‘ gelernt und bei passender Gelegenheit angewendet. Bei der extremsten Form der Gewalt, den Amokläufen, sind nach Ansicht von ‚Profilern‘ allerdings Persönlichkeitsmerkmale und Umwelteinflüsse die Hauptursachen.
3. Entwicklungspsychologische und klinische Erfahrungen zeigen, dass bei der Onto- und Aktualgenese aggressiven Verhaltens insbesondere die Bindungen zu den Eltern und ihr Erziehungsverhalten eine zentrale Rolle spielen. Dies öffnet auch die Perspektive auf umfassendere soziale und ökonomische Zusammenhänge: Eine Gesellschaft, die Bindungen erschwert, oft genug zerstört, und ihren Mitgliedern keine hinreichende Sicherheit mehr gibt, trägt erheblich dazu bei, dass psychologisch und ökonomisch besonders gefährdete Menschen hohe aggressive Potentiale entwickeln und ausleben.

„Wer den Wind sät“, war der Titel meines Vortrags, es ist auch der Titel einer CD der Punkgruppe „Fahnenflucht“. Ein Song daraus drückt wuchtig aus, was ich Ihnen heute sagen wollte:

„eine ganz normale story

ein wunderschönes dorf
50 fremde und ein heim
ganz normale bürger
schlagen fensterscheiben ein

für die nation wird demonstriert
in tradition dann aufmarschiert
für die region schön kleinkariert
eine stamtmischlynchaktion

anfangs verhaltener applaus
der dörflichen gemeinschaft wächst sich schnell und tobend aus
asylanten müssen raus die leben hier in saus und braus
und ein paar stunden später ist mal wieder nichts passiert
der ganze mob ein einzeltäter und das alkoholisiert
man müsse ihn doch auch verstehen dieser arme junge mann
ein leben ohne arbeit und der vater ein tyrann“

Vielen Dank.

Literatur

Aronson, E., Wilson, T. D. u. Akert, R. M. (2005): Social Psychology (5th ed.). Upper Saddle River: Pearson.

Baier, D., Pfeiffer, C., Simonson, J. u. Rabold, S. (2009): Jugendliche in Deutschland als Opfer und Täter von Gewalt. Erster Forschungsbericht zum gemeinsamen Forschungsprojekt des Bundesministeriums des Innern und des KFN. Hannover: Kriminologisches Forschungsinstitut Niedersachsen e.V.

Buss, D. M. (2004): Evolutionäre Psychologie. München: Pearson Studium.

Buss, D. M. (2007): Der Mörder in uns. Warum wir zum Töten programmiert sind. Heidelberg: Spectrum.

Decker, O. u. Brähler, E. (2006). Vom Rand zur Mitte. Rechtsextreme Einstellungen und ihre Einflußfaktoren in Deutschland. Berlin: Forum der Friedrich-Ebert-Stiftung.

Edlinger, T. (2009): Ass Wide Shut. Porno als Wille und Vorstellung. . In: The Porn Identity. Expeditionen in die Dunkelzone (S. 35-63). Ausstellungskatalog. Nürnberg: Verlag für Moderne Kunst.

Eggers, C. (o.J.): Beziehungsfähigkeit als Voraussetzung für Friedensfähigkeit von Kindern und Jugendlichen. Vortragsmanuskript.

- Elias, N. (1997): Über den Prozeß der Zivilisation. Bd. II. Frankfurt: Suhrkamp.
- Ellguth, P. (2005): Aktuelle Ergebnisse aus dem IAB-Betriebspanel zu Tarifbindung und betrieblicher Interessenvertretung. WSI-Mitteilungen 7.
- Ferguson, C. J. (2008): The school shooting/violent video game link: Causal relationship or moral panic? *Journal of Investigative Psychology and Offender Profiling* 5, 25-37.
- Feshbach, S. (1989): Fernsehen und antisoziales Verhalten. In J. Groebel & P. Winterhoff-Spurk (Hrsg.), *Empirische Medienpsychologie* (S.65-75). Weinheim: Beltz.
- Friedrich-Ebert-Stiftung (2006) (Hrsg.): *Prekäre Arbeit.. Ursachen, Ausmaß, soziale Folgen und subjektive Verarbeitungsformen unsicherer Beschäftigungsverhältnisse*. Bonn: Friedrich-Ebert-Stiftung.
- Förster, P., Berth, H. u. Brähler, E. (2004): *Arbeitslosigkeit und Gesundheit. Ergebnisse der Sächsischen Längsschnittstudie, 17. Welle 2003. Arbeitsheft Nr. 37*. Berlin: Otto-Brenner-Stiftung.
- Groebel, J. u. Gleich, U. (1993): *Gewaltprofil des deutschen Fernsehprogramms*. Opladen: Leske & Budrich.
- Heitmeyer, W. (2005): *Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit. Die theoretische Konzeption und empirische Ergebnisse aus den Jahren 2002, 2003 und 2004*. In W. Heitmeyer (Hrsg.), *Deutsche Zustände, Folge 3* (S. 13—38). Frankfurt: Suhrkamp.
- Kania, H. (2007): *Amoktaten – Forschungsüberblick unter besonderer Beachtung jugendlicher Täter im schulischen Kontext*. Kriminalistisch-Kriminologische Forschungsstelle Analysen Nr. 3. Düsseldorf: LKA NRW.
- Krüger, U. M. (1996): *Gewalt in von Kindern genutzten Fernsehsendungen*. *Media Perspektiven* 3, 114-133.
- Kunczik, M. & Zipfel, A. (2004): *Medien und Gewalt. Befunde der Forschung seit 2004*. Berlin: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend.
- Langman, P. (2009): *Rampage school shooters: A typology*. *Aggression and Violent Behavior* 14, 79-86.
- Matt, G. (2009): *Editorial. In: The Porn Identity. Expeditionen in die Dunkelzone* (S. 26-27). Ausstellungskatalog. Nürnberg: Verlag für Moderne Kunst.
- Möller, I. & Krahe, B. (2008). *Exposure to violent video games and aggression in german adolescents: A longitudinal analysis*. *Aggressive Behavior* 34, 1-14.
- Reemstma, J. P. (2008a): *Vertrauen und Gewalt. Versuch über eine besondere Konstellation der Moderne*. Hamburg: Hamburger Editionen.
- Reemstma, J. P. (2008b): *Im Keller*. Reinbek: Rowohlt (5. Auflage).
- Richter, H. E. (2009): *Blick in den eigenen Abgrund*. *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung* vom 22.03.09, S. 11.

- Robert-Koch-Institut (2006) (Hrsg.): Erste Ergebnisse der KiGGS-Studie zur Gesundheit von Kindern und Jugendlichen in Deutschland. Berlin: Robert-Koch-Institut.
- Schulz, H., Barghaan, D., Harfst, T. & Koch, U. (2008): Psychotherapeutische Versorgung. Gesundheitsberichterstattung des Bundes, Heft 41. Berlin: Robert-Koch-Institut.
- Sofsky, W. (1993): Die Ordnung des Terrors. Das Konzentrationslager. Frankfurt: Fischer.
- Statistisches Bundesamt (2005): Armut und Lebensbedingungen. Ergebnisse aus LEBEN IN EUROPA für Deutschland 2005. Wiesbaden: Statistisches Bundesamt.
- Struck, O., Grotheer, M., Schröder, T. & Köhler, C. (2007): Instabile Beschäftigung. Neue Ergebnisse zu einer alten Kontroverse. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 59(2), 294-317.
- Unz, D. (2008): Gewalt. In N. Krämer, S. Schwan, D. Unz & M. Suckfüll (Hrsg.), Medienpsychologie (S. 350-356). Stuttgart: Kohlhammer.
- Van Dülmen, R. (1993): Kultur und Alltag in der Frühen Neuzeit. Dorf und Stadt. München: Beck.
- Winterhoff-Spurk, P. (2004): Medienpsychologie. Eine Einführung. Stuttgart: Kohlhammer (2. Auflage).
- Winterhoff-Spurk, P. (2008): Unternehmen Babylon. Wie die Globalisierung die Seele gefährdet. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Winterhoff-Spurk, P. (2009): Kalte Herzen. Wie das Fernsehen unseren Charakter formt. Stuttgart: Klett-Cotta (3. Auflage).
- Winterhoff-Spurk, P., Unz, D. & Schwab, F. (2005): Häufiger, schneller, variabler. Ergebnisse einer Längsschnittuntersuchung über Gewalt in TV-Nachrichten. Publizistik 2, 225-237.
- Zok, K. (2006): Personalabbau, Arbeitsplatzunsicherheit und Gesundheit - Ergebnisse einer repräsentativen Umfrage. In B. Badura, H. Schellschmidt & C. Vetter (Hrsg.), Fehlzeiten-Report 2005. Zahlen, Daten, Analysen aus allen Branchen der Wirtschaft. Arbeitsplatzunsicherheit und Gesundheit (S. 147-166). Heidelberg: Springer.
-

Kontakt:

Prof.Dr.phil. Peter Winterhoff-Spurk
Medien- und Organisationspsychologie,
Universität des Saarlandes
Geb. A1.3, Postfach 15 11 50
66041 Saarbrücken